

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementspreis** pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 85 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4568) vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Bestellgeb.

Gesamtleitung:  
**Dr. Bruno Schoenlant.**

**Inserate** werden die 5-spaltige Weltzeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Vereinsangelegen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebenes Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Tauchaer Straße 19/21. Sprechstunde 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

## Bayerisch-politische Briefe.

\* Leipzig, 12. Juli.

Aus München wird uns vom 10. Juli geschrieben:

Man kann den guten Leuten, die bei uns in ihrer Presse Centrumspolitik machen, allerlei vorwerfen. Allein ein Uebermaß an Takt darf ihnen nicht vorgeworfen werden. Daß die ehrwürdige Augsburgische Postzeitung ihrer Konkurrentin und Parteifreundin, der Neuen Bayerischen Zeitung, die mißlichen Verhältnisse im Münchener Centrumslager vorrumpft, mag ja auf das Konto jener politischen Menschlichkeiten gestellt bleiben, die unseren Alleinstellmachenden nie Freund waren. Und wenn aus diesen sommerlichen Konkurrenzblüten der auchkatholische Bayerische Kurier, eine gar hungrige Biene, für sich süßen Honig ziehen will, und der Neuen Bayerischen, die ihm seine Abonnenten abgenommen hat, alle Schuld am Parteiträuble zuschiebt, wird man dem gefälligen Herrn, der das Steuer am versinkenden Kurier führt, auch diesen Mangel an allem christlichen Empfinden nicht zu schlimm anrechnen dürfen. Der verehrte Herr, ein viel besserer Seelenpfleger wie Journalist und Schriftsteller, hat ja ohnehin im himmlischen Hauptbuche einige bedeutende Goutposten stehen. Erst kürzlich gelang es ihm, einen flotten Tenor unseres Gärtnertheaters, Herrn Werner, aus den Glaubensgefilden Israels in die allzeit offene Arme der Mutter Kirche zu retten. Herr Werner konnte darauf das Mädchen seiner Wahl und ihre halbe Million vergnügt heimführen, und der Hochwürdigste vom Kurier, dem gewiß auch die Beschwerden angerechnet werden, mit denen er ohne Kenntnis der weltlichen Zeitungstechnik ein in einem protestantischen Verlage erscheinendes katholisches Blatt zu halten versucht, hat eine weitere Sprosse auf der Leiter zur Heiligprechung erklimmt. Und er künmt immer noch höher. Schon ruht in seinen Händen die vorläufig noch jüdische Seele der schönen Gisela Fischer, einer feinen Soubrette des nämlichen Kunstinstituts, um katholisch präpariert zu werden, damit ihre Trägerin würdig sei ihres christlichen Zukünftigen. Damit nicht genug, wartet des eifrigen Täufers noch ein größerer Triumph. Der geschäftskundige Direktor des Gärtnertheaters, Herr Stolberg, hat sich ihm auch zur Umtaufe übergeben. Herr Stolberg ist zwar schon etwas getauft. Als Jonas Czochiel Stolberg war er vor etlichen Jahren im frommen München erschienen. Ohne das Terrain recht erkannt zu haben — die Felder der Bretter, die die Welt bedeuten, sind manchmal in himmlischen Sachen etwas un-

praktisch — hatte er sich in den protestantischen Georg Stolberg umzuwaschen lassen. Nun will er das Werk ganz vollenden, täglich nach der Probe der Schönen Helena, des Orpheus in der Unterwelt oder der Kreuzschreiber geht er, bewaffnet mit dem Rosenkranz, in die Christenlehre, und bald wird Antonius oder Filicinus Stolberg in den Taufbüchern von Sankt Ludwig eingeschrieben sein.

So gedeiht beim Kurier wenigstens das seraphische Liebeswerk, während die weltlich-politischen Geschäfte manches zu wünschen übrig lassen.

Indes, um auf die Bemerkungen über den Takt in der Centrumspresse wieder zurückzukommen, die feste Nischenschur gerechten Handelns, wie Vater Jörg, der Einstebler von der Trausnitz sagt, scheint der nicht mit Wiedertausen beschäftigten Centrumspresse einigermassen entglitten zu sein. Nehmen wir zum Exempel die im 214. Jahrgang befindliche Augsburgische Postzeitung. Dieser guten alten Dame, einer zu allen Diensten immer bereiten Haushälterin des offiziellen Patriotentums, haben die Wilhelmshavener Schiffstaube und die dabei gehaltenen Reden des deutschen Kaisers und des bayerischen Prinzen Rupprecht den heiligen Sinn etwas verwirrt.

Denn, während man im ganzen, von den deutsch-chinesischen Affären nichts weniger wie begeisterten Bayerlande etwas verwundert war über die historischen Exkurse der beiden hohen Herren, schrieb sie selig auf:

Wer das Haus Wittelsbach ehrt, kann des Beifalls aller bayerischen Patrioten stets gewiß sein. Kaiser Wilhelm hat aber in seiner Antwort auf die Ansprache des bayerischen Prinzen seinen Degen tief gesenkt vor dem geschichtlichen Glanze des Hauses Wittelsbach und für die ebenbürtige Gemeinschaft der Wittelsbacher und Hohenzollern im neuen Reiche zeugnis abgelegt. . . . In den Tagen der Gefahr wird man Wittelsbach und Hohenzollern, Bayern und Preußen stets Schulter an Schulter sehen.

Wenn er das liest, wird manchem guten Centrumsmann, der noch etwas Gedächtnis für die Vergangenheit besitzt, sein Kneiplein übergehen. Denn ihm war die Ebenbürtigkeit der Wittelsbacher doch nie eine Frage, im Gegenteil, ihm galt sein angestammtes Herrscherhaus im Sinne der Politik Ludwig I. für das edelste und älteste, für das zur führenden Stellung in „Großdeutschland“ allein berufen.

König Ludwig I. freilich hat in seinen letzten Regierungstagen die Patrioten, die ihm seine Lola geraubt hatten, bitter gehaßt und ihnen in einem seiner unvergleichlichen Sonette zugerufen:

„Mit dem, wie ihr gen mich seht, giebt's kein Gleichnis,  
Die eignen Thaten haben euch gerichtet.  
Des Unbants, der Verleumdungen Verzeichnis.“

Die Wolken flieh'n, der Himmel ist gelichtet,  
Ich preis' es, das entscheidende Ereignis,  
Das eure Macht auf ewig hat zernichtet.

Der „Zernichtungs“jubel des edlen Wittelsbachers war freilich ein zweischneidig Ding, denn bald darauf wurde ihm, dem Teufelsteufel der Deutschen klar, wie überflüssig ein König in seinem Lande sein kann. Und ein gescheiter Mensch, der er bei all seinen Narrheiten trotz Treischnle im Grunde doch war, verschwand er aus dem Partett der Könige. Auch war er sicher ein besserer Menschenkenner als Dichter, und seine „Patrioten“ hatte er durchschauert. Ihre Treue für „das angestammte Herrscherhaus“ reichte nie weiter wie der Vorteil für sie und in zweiter Linie für ihre Kirche. Der bayerische Partikularismus dieser Braven war kaum jemals etwas anderes, als die Angst vor dem Verlust privater Profite, vor dem Verlust einer Ausnahmestellung, die ihnen jeden Tag Gelegenheit gab, ihre Macht zu zeigen.

Von den Lippen der nämlichen Postzeitung, die sich jetzt diebisch über die Anerkennung der Wittelsbachischen Ebenbürtigkeit freut, ist jüngst bei einem harmlosen Anlasse gegen die armseligen „Liberalen“ das Wort von den Preußenfeuchlern gefallen, die mit der Hundepetische traktiert werden müßten. Jedoch dieser Holznechtstum täuscht heute nur noch die Mitsäufer, die das bayerische Centrum ja mehr hat, wie jede andere Partei. Einer von der alten centrumspatriotischen Garde, der von dem heutigen Treiben seiner Parteileute so entzückt ist, daß er bei allen Wahlen einen sozialdemokratischen Stimmzettel abgibt, sagte mir vor einiger Zeit in der stillen Kneipe, in der wir uns hin und wieder treffen: „Heute, wenn der deutsche Kaiser katholisch würde — und es giebt ernsthaftige Leute im Reichstagscentrum, die das für sehr möglich halten — wandern die ganzen weißblauen Schreier mit Sach und Pack nach Preußen aus und vergessen beim Bedeln vor dem preußischen Adler, daß sie vorher vor dem bayerischen Löwen gewedelte haben.“

Das Spiel wiederholt sich vor aller Augen ja schon so lange.

Bei den Landtagsneuwahlen im November 1869 hatte, allen kleinen Centrumsblättern voran, die Augsburgische Postzeitung jene schwülstige Kundmachung veröffentlicht, in der es urkräftig bairisch hieß:

Bayern steht vor einem Abgrund, in den es unsere Gegner stürzen möchten. Bayern soll seine Selbständigkeit verlieren und als eine Vasallenprovinz in dem militärbespotischen Preußen aufgehen. . . . Einverleibung aller deutschen Staaten zum Frontenst ist das „brüderliche“ Ziel Preußens, welches mit Bruderarm seine „göttliche“ Mission begonnen. Kein! eine Regierung, welcher als Mittel zum Zweck die Devise: „Blut und Eisen“, „Gewalt vor Recht“ vorschwebt, will von einer Föderation sicher nichts wissen.

## Seuilleton.

### Maisa Jons.

Roman von Jonas Me.

101

Machent verboten.

Knip, knip, knip, — die Violine knipste nur noch; sie hörte mitten im Tanze auf.  
„Alles stand still.“  
„Seeberg will Punsch haben!“  
„Man muß die Maschine schmieren,“ hieß es wigig.  
Und immer klang es von Zeit zu Zeit „knip, knip, knip“ — und man mußte „die Maschine schmieren.“  
„Wird hier getanzt?“ — Studiosus Kielsberg war es, der durch die offene Thür hereinzugucken versuchte; er war aus der Stadt nach Hause gekommen und neugierig geworden. . . . Da war ja auch Maisa; sie tanzte, und zwar, daß es nur so segte —  
„Was wollen Sie? . . . Gehören Sie hierher, Sie?“ — hieß es rings um ihn.  
Da fiel ihm Frau Jörstadt in die Augen, und schnell befragte er:  
„Seeberg ist wohl nicht hier, Madame Jörstadt? Ich hätte notwendig mit ihm zu reden, er sollte meine Kaffeemaschine löten.“  
„Ja gewiß, Herr Student.“  
„Wenn ich sie nicht bekomme, giebt's morgen früh keinen Kaffee.“  
„Es wird wohl nicht so leicht sein, ihn jetzt zu kriegen, er ist Spielmann. Aber wollen Sie nicht so gut sein und

hereinkommen und ein bißchen warten. . . . Es ist ein Student hier aus dem Hause,“ erklärte sie den Umstehenden.

„Sie haben hier wohl Weihnachtskränzchen?“ fragte er, indem er eintrat.

„Kindtaufe, Herr Student.“

„Also das war heute vormittag hier los.“

„Ja, ein kleines Mädchen; Christine heißt sie.“

„Das vierte oder fünfte, Madame Jörstadt?“

„Das sechste. . . .“

„Ach ja, es sind schon allzuvielen,“ sagte Madame Rasmussen, zu der er sich setzen mußte, — „allzuvielen für diese Familie. . . .“

Der Student hatte anderes zu thun, als sich mit der dicken, roten Madame Rasmussen einzulassen; aber er lächelte und nickte, als ob er zuhörte.

. . . Maisa sah nicht nach der Seite, wo er saß. Da lächelte sie ein wenig. . . . Es war so spasshaft, sich mit ihr zu unterhalten. — Sie war so unendlich interessiert für Schaus oder Tranens oder wie die Leute nun gerade hießen, bei denen sie nähte, gerade als ob sie mit dazu gehörte — für ihre armseligen, sauer verdienten anderthalb Mark den Tag.

Was war denn los mit der verteuflten Schwachleise, der dicken Madame, war sie zornig über irgend etwas?

Ja, das war Madame Rasmussen allerdings; sie war sowohl ziemlich betrunken als auch zornig, und das letztere, weil der festsche Johannes aus dem Laden sich noch immer nicht herabgelassen hatte, mit einer von ihren Töchtern zu tanzen; immer war es Jenfina und wieder Jenfina und nun zur Abwechslung Maisa Jons.

Sie kommt mir 'n bißchen so fein vor, diese Schneiderin,“ deutete sie an. „Es ist kein gutes Zeichen, wenn sie immer so über ihrn Stand hinaus wollen. Sie kann es doch

auch die ganze Zeit nicht lassen, auf ihre Gummizugstiefel herunterzugehen, — wer weiß, wie sie die verdient hat. . . .“

Kielsberg antwortete nicht; er hatte furchtbare Lust zu tanzen, besonders mit der Schneider-Maisa; — aber erst mußte er ja Seeberg etwas wegen der Kaffeemaschine vorreden.

Johannes war wieder unterwegs mit Jenfina. . . .

„Ach ja, diese Kramladenbengel, wenn die in Wichs einherföhren. . . . Aber, glauben Sie's nur, da sitzen nun der Verwalter Anderfen und seine Frau und sehen ihm zu. . . . und da trinkt wahrhaftig der Malermeister mit ihm!“

„Was — mit wem?“ sagte Kielsberg zerstreut. . . .

Diese Maisa Jons war wirklich nicht übel. . . . sie hielt sich so hübsch. Der, mit dem sie tanzte, war ein untergesetzter, schwarzhäutiger Bursche mit etwas Bart unter dem Kinn und einem sehr bleichen Gesicht, das von Schweiß triefte, wahrscheinlich ein Schmiedearbeiter. Sie lehnte ordentlich fein an seinem Arm und hielt sich förmlich von ihm ab; die ganze Zeit sah sie auf ihre Füße nieder. . . .

. . . Nicht etwa, weil er mein eigener Bruder ist.“

„Der Ladendleiner?“

„Nein, der Malermeister.“

„Ja, er ist schlau, wenn es seinen eigenen Vorteil gilt,“ klang es mit verärgelter Stimme, sie redete vor sich hin. . . .

„Pui, pui, so vor dem Verwalter zu kriechen. — Pui, sag' ich!“ — sie spuckte higig weithin auf den Boden. . . .

„Ja, Sie können glauben, hier herrscht wunderbare Kameradschaft in diesem Hause, — wenn man darüber reden wollte. Die sind alle zusammen so dicke Freunde!“

„Knip, knip, knip,“ — da hielt der Tanz wieder an. „Jetzt müssen Sie sehen, daß Sie ihn ablassen,“ sagte Frau Jörstadt, indem sie zu Kielsberg trat. Er stand auf; ja, da war nun nichts anderes zu thun.